

Eine Tunnelbekanntschaft.

Episode von Franz Wario.

Kalter Nebel lag über der Landschaft und hüllte alles in ein frostiges Grau. Gar früh war es winterlich geworden, und jetzt schon — in den ersten Tagen des Oktobers — fiel auch unten in der Ebene der Schnee in großen Kloden vom finsternen Himmel. Die jähren Abhänge entlang jagte der Silzug, umwirbelt vom Schnee, keuchend und schaukelnd gegen Wind und Wetter. Noch ging es bergan — immer weiter hinein und hinauf in's winterliche Gebirge. Steil und drohend ragten die gewaltigen Felsmassen aus dem Nebel hervor; die letzten herbstlichen Blätter segte der Sturm von Baum und Busch und kälter und kälter ward es in der eissigen Höhe. Dann hielt der Zug zu kurzer Rast vor der dunklen, geheimnisvollen Einfahrt in den länderverbindenden Tunnel. Die Reisenden erwartete hier das Mittagmahl an gut besetzter Tafel. Sie konnten sich erquicken und ihre Lebensgeister anregen und stärken, wenn es sie graute vor der Nacht des hiesigen Schlundes. Man sah und irant hastig im bunten Gewühl der Nationalitäten. Vielen sah man die Spannung an, mit der sie der ferneren Fahrt, dem Hinabsteigen zu den Wundern der italienischen Ebene entgegenblickten. Und dann wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Alles eilte wieder in die Wagen. Ein schneidender Pfiff, und der Zug verschwand in dem Dunkel des Tunnels, kloppend und polternd und donnernd. „Ich werde ganz nervös“, gestand ein alter deutscher Herr, der neben einer Frau genommen hatte. Wir waren allein im Abteil des Wagens. „Diese schmale, schwere Luft! Die Finsternis draußen! Der Lärm des Zuges! Mein Gott, wenn sich jetzt ein Unglück ereignete! Hier unter der Erde lebendig begraben zu sein! Entsetzlich!“

„Ich suche den alten Herrn zu befragen: Die Fahrt durch den Tunnel dauert ja nicht lange. Raum zwanzig Minuten.“ Er schweig. Dann stieß er plötzlich mit ängstlicher Hast heraus: „Sie können mich vertrauen. Der Ausdruck in Ihrem Gesicht — überzeugen Sie! Ich habe Sie in Luzern im Gasthof oft beobachtet können. Ich war dort auch abgetrieben. Ich habe mich erkundigt, wer Sie sind. Es war nicht Neugier, was mich dazu veranlaßte. Es war Sympathie. Ich bin nicht weit von Ihrer Heimat zu Hause. Aber ich habe lange Jahre — fast mein ganzes Leben — in Australien zugebracht.“

„Ich erinnere mich jetzt sehr wohl. Sie in Luzern im Hotel gesehen zu haben“, erklärte ich. Der Fremde holte tief Athem. Dann fuhr er fort: „Ich habe wichtige Papiere bei mir. Ich möchte Ihnen eine — Mitteilung machen. Ich reise nach San Remo zu meiner kranken Tochter. Ich habe sonst in der Welt niemand, der mir nachhelfen könnte. Ich selbst leide an einer unheilbaren Krankheit — an einem Herzfehler. Ich muß auf ein jähes Ende gefaßt sein. In diesem Augenblick fühle ich mich von einer furchtbaren Beklemmung — von einer namenlosen Angst ergriffen. Wenn es mir bestimmt sein sollte, hier plötzlich — abgerufen zu werden —“

Das Gepolter des Zuges war jetzt so laut, daß fast jedes Wort unverständlich wurde. „Aber, verehrter Herr —“ rief ich dem Kranken beruhigend in's Ohr. „Hier sind meine Papiere!“ ächzte der Fremde. „Sie enthalten alles — jede Aufzeichnung. Ich bitte Sie dringend: Nehmen Sie sie an sich! Lesen Sie hernach!“ Und er drückte mir ein kleines Päckchen in die Hand. Ich reichte es zögernd in die innere Seitentasche meines Rockes. Von Zeit zu Zeit flog der Zug an den Lichtern des Tunnels vorüber. Dann plötzlich ein Pfiff der Lokomotive, der Dampf erklang. „Herr“, rief der Fremde, indem er mich heftig an Arme packte, „kommen Sie! Lassen Sie uns hinaus! Ich nehme Sie mit mir! Kommen Sie!“ Und er hielt mich mit triumphalstem Griff. Ich war entsetzt. Hatte ich es mit einem geistig Gestörten — oder vielleicht mit einem von Bewußtlosigkeit gefolterten Verbrecher zu thun? „Beruhigen Sie sich!“ rief ich. „Beruhigen Sie sich! Sehen Sie wohl, jetzt nähern wir uns schon dem Ausgang des Tunnels!“

In der That fiel ein matter Tageschein in das Dunkel draußen. Und nun ward es rasch heller und besser. Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich. Ich atmete auf. Der Zug verließ den Tunnel. Und strahlend fiel das goldene Tageslicht in das Innere des Wagens. Ein Ah! entfuhr mir. Wollenlos wühlte ich den Himmel über der Landschaft, die im grellsten Sonnenschein dalag. Noch bedeckte leichter Schnee den Boden; schnell aber ging es bergab, und lauer und lauer ward die Luft. In herbstlichen Farben prangte das Laub; die ersten Kinder der südländischen Pflanzengwelt wurden sichtbar. Der Feigenbaum stand in den Gärten. Und schon beschatteten die Häuser der Vorbergt und die Magnolie. Ich betrachtete den unheimlichen Reisegefährten. Bleich sah er da. Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn. „Beruhigen Sie mich!“

„Beruhigen Sie mich!“ flüsterte er mir zu. „Ich weiß selbst nicht — mir war nicht wohl — ich bin krank — ich bin sehr krank. Beruhigen Sie mich!“ „Beruhigen Sie sich, verehrter Herr!“ entgegnete ich von neuem. „Die Aufregung der Fahrt — Ihr Leiden, von dem Sie vorher sprachen —“ „Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen“, sagte er leise. „Hier sind Ihre Papiere! Wollen Sie das Päckchen nicht zurücknehmen?“ Der alte Herr antwortete nicht. Er schien einzuschlummern. Ich warf einen mitleidigen Blick auf ihn und wandte dann meine ganze Aufmerksamkeit dem draußen wechselnden Panorama zu. Der Zug raste noch immer bergab gen Süden. Immer glänzender und farbenprächtiger ward das Landschaftsbild, immer milder die reine, klare Luft. Unten der Sommer und oben auf den nackten Gipfeln der leuchtenden Schnee des Hochgebirges. Der Unbekannte erwachte aus seinem Schlummer und blickte erstaunt um sich. „Wo sind wir jetzt?“ fragte er. „Wir werden gleich in Lugano sein“, entgegnete ich. „Ich werde dort aussteigen und bis morgen rufen. — Hier sind Ihre Papiere, verehrter Herr!“

Das Loch im Gehrock.

Eine symbolistische Humoreske. Von Alois Ureich.

Nur zu gut weiß ich, daß die kleine Schwäche, die mir schon häufig den Spott der Unverständigen eintrug, geeignet erscheint, den hellen Glanz meines Charakterbildes einigermaßen zu trüben. Ich glaube nämlich an heimliche Zusammenhänge zwischen den unbedeutenden Ereignissen des täglichen Lebens und den Verfügungen des Schicksals; ich bin überzeugt, daß sich von den kleinen Vorfällen des Alltags unsichtbare Fäden zu den großen Begebenheiten unseres Lebens spinnen. Diese unbedeutenden Ereignisse und kleinen Vorfälle, denen wir gewöhnlich sehr wenig Aufmerksamkeit schenken, sind die Vorboten jener Situationen des Schmerzes und der Freude, deren bitteren oder angenehmen Genuß uns das Schicksal bestimmt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, stimmte mich eines Tages die Thatsache, daß mein Gehrock plötzlich ein Loch hatte, dessen Entstehung ich mir nicht erklären konnte, sehr nachdenklich. Es sah aus, wie ein kleiner Riß, den man sich zuzieht, wenn man an einem spitzigen Gegenstand mit den Kleidern anstreift.



Aus der Gesellschaft. ... Haben Sie schon von dem entsetzlichen Unglück gehört? ...

Weniger empfindsame Menschen würden sich mit der Feststellung dieser Beobachtung begnügen und den Unbehagen rasch dadurch aus der Welt geschafft haben, daß sie den Rock der sachkundigen Hand eines Schneiders anvertrauten. Ich aber schüttelte selbstsam bewegt den Kopf, bildete nachsinnend in die Ferne und sagte zu mir: „Dieses Loch hat etwas zu bedeuten. Mag es auch was immer für welche Art entstanden sein — jedenfalls ist es ein gewöhnliches, zweifaches Loch, das einem Zufalle seine Entstehung verdankt, sondern der Ausdruck des höheren Willens einer geheimen Macht, die wir Schicksal zu benennen pflegen. Es hat eine Bestimmung, einen Fiedel, eine Wiffson, die ich einfach nicht sofort errate. Dieses Loch im Gehrock ist der symbolische Wink des Schicksals, dessen Deutung meine Pflicht ist.“

In wenigen Minuten war der Schaden ausgebessert und mit einigen Büstenstricken der Staub aus dem Rock entfernt. Der Gehrock sah wieder sehr repräsentabel aus. Ich war entzückt. Fräulein Rizzo erschien mir als eine kleine, liebenswürdige Zauberin. Ich sagte mir, daß ich ihre Feinhande bewunderte und benutzte nach mehreren vorbereitenden Handlungen auf dem Auszuge einen unbewachten Augenblick, in welchem ich mit ihr allein war, um an sie die wichtige Frage zu richten, ob sie in Zukunft alle noch kommenden Löcher in meinen späteren Gehrocken stopfen wolle, was sie mir eröthend zusagte. So verlobten wir uns heimlich auf dem Osterausfluge. In den nächsten Tagen sanctionierte Papa Fortshuber diese Verlobung mit seinem väterlichen Jawort, und ich bekam wenige Wochen später eine brave, wirtschaftliche Frau.

Das Aufschneidmesser.

Das hölzerne „Damoskesschwert“ hing früher in vielen Berliner Wirtshäusern wagrecht über dem Stammtisch. Ein kleines Glöckchen, welches an der Schneide oder am Griff angebracht war, erkante, sobald man das Schwert mit Hilfe der herunterhängenden kurzen Schnur in schwingende Bewegung versetzte, und dies erfolgte unfehlbar, wenn einer der Stammgäste seiner Phantasie zu sehr die Jügel schießen ließ und „aufschnitt“. Dadurch wurde dem Erzähler gewöhnlich die Rede „abgeschnitten“. Wahrscheinlich dachte man sich das Schwert ursprünglich als „Aufschneidmesser“, und das Erörtern des Glöckchens hatte den Sinn, den Erzähler daran zu erinnern, daß er sich des Aufschneidens zu enthalten habe, weil dies die Aufgabe des Messers sei. So erklärte sich auch die Bedeutung des Wortes „aufschneiden“ für lägen sehr einfach. Vielfach hat man mit diesem alten Brauch gebrochen; in einigen Wirtshäusern aber findet sich das Messer noch heute.

Das fatale Fremdwort.

Die „Kathol. Schulz.“ für Norddeutschland erzählt eine hübsche Geschichte davon, was für Unheil die Fremdwörter anrichten können. In einer höheren Schule wurden vor Kurzem die Schüler durch Augenärzte untersucht. Darauf gab der Direktor einem Schüler folgenden Brief an seinen Vater mit: „Verehrter Herr! Die heute angefertigte Untersuchung hat ergeben, da Ihr Fritz stark zur Myopie neigt. Sie müssen etwas in der Sache thun.“ Am nächsten Morgen brachte Fritz dem Direktor folgenden Antwortbrief des Vaters: „Verehrter Herr Direktor! Besten Dank für Ihre Nachricht. Ich habe meinem Sohne eine gehörige Tracht Prügel zuwerfen werden lassen, und ich hoffe, er wird es nicht wieder thun. Sollte er dennoch sich wieder etwas zu schulden kommen lassen, so bitte ich um gütige Mittheilung.“ Der Direktor wird hoffentlich nie mehr „Myopie“ statt „Kurzsichtigkeit“ schreiben.

Der Schiffsanter als Fetisch.

Auf welche Weise oft die sonderbarsten Gegenstände zu Fetischen werden, zeigt ein von den Amazons-Raffern. An ihrer Rüste war ein Schiff gestrandet. Der Raffernhauptling Chagade ließ ein Stück von dem Schiffsanter abschlagen und da derjenige, der dies getan hatte, zufällig bald darauf starb, hielt man seitdem den Anter für ein dämonisches Wesen, das Macht habe über die See und über die ihm zugefügte Beleidigung zürne. Man gab ihm einen Namen und jeder, der seitdem vorbeiging, grüßte es ehrfurchtsvoll.

„Am — mir scheint, daß der Mensch herabkommt.“